

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 47.

Freitag, 25. Februar.

1916.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(12. Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Erzprinz Karl-Friedrich öffnete jetzt jeden Brief seines Vaters mit einem gewissen Bangen. Der Fürst pflegte nur bei besonders wichtigen Anlässen an ihn zu schreiben — kein Wunder, daß er nun diese Briefe stets mit Anne-Marie in Verbindung brachte. Der Brief, den er heute früh auf seinem Frühstückstisch gefunden, übertraf seine schlimmsten Erwartungen:

„Sende mir sofort sämtliche Photographien, die Du von Anne-Marie seit ihrer Waisenzzeit besitzt. Ich habe einen Detektiv mit der leidigen Affäre beauftragt, der mir Garantien dafür zu bieten scheint, daß sie in befriedigender und diskreter Weise erledigt werden wird“, stand dort und machte den Herzschlag Karl-Friedrichs klopfen.

„In befriedigender Weise“, das hieß, daß dieser Detektiv seine unglückliche Schwester finden und in des Vater Gewalt bringen würde. Und dazu sollte er mit Auslieferung ihrer Bilder die Hand bieten?

Sein Blick fiel auf die sprechend ähnliche Photographie Anne-Maries, die auf seinem Schreibtisch stand. Mit einem Ruck stand er auf, griff nach dem Bild, löste es aus seinem Rahmen und warf es in das Kaminfeuer, sein Gesicht sah blaß, fast verfallen aus, und seine Zähne waren fest aufeinandergebissen.

Nun konnte und würde er dem Vater ruhigen Gewissens schreiben, daß er kein Bild mehr von Anne-Marie besaß. Aber da stand weiter in des Fürsten Brief: „Die Fürstin Kaupach hat, wie ich weiß, Anne-Marie mehrfach selbst photographiert, fahre sofort hin und laß Dir diese Bilder geben.“

Also würde er nach Kaupach fahren und er war überzeugt, daß die Fürstin Kaupach ebenso wie er Mittel und Wege finden würde, Anne-Maries Bilder nicht in die Hände seines Vaters gelangen zu lassen — aber die alte Fürstin — —. Es war ihm schon bei seinem letzten Besuch in Kaupach erschienen, als wolle sie es verhindern, daß er ihre Schwiegertochter allein sprach, und er wußte, daß sie Mitteilungen von Anne-Maries Brief an Christine an seinen Vater gelangen ließ. Sie war eine nicht zu unterschätzende Gegnerin und es hieß für ihn, die allgrößte Vorsicht gebrauchen.

Während er im Automobil saß und Schloß Kaupach entgegenfuhr, trat die Gestalt der jungen Fürstin vor sein geistiges Auge. Er hatte sich in den letzten Monaten, seit er Christine Kaupach näher kennen gelernt, unauffällig näher nach dem verstorbenen Fürsten Kaupach erkundigt, und was er da gehört, brachte sein Blut in Wallung, wenn er nur daran dachte.

Jetzt verstand Karl-Friedrich den traurigen Ausdruck in Christinens Auge besser zu deuten, nicht unbeflegbare Trauer um einen geliebten Toten hatte ihn erweckt, sondern schmerzvolle, demütigende Erfahrungen, Glücklosigkeit, ein Leben, das ihr die herbste Enttäuschung des Weibes brachte. Wie schön mußte es sein, Christine Kaupachs Augen in Glüd aufleuchten zu sehen, Rote auf ihre Wangen zu zaubern, die zarte Gestalt in anheimelnder Bärtlichkeit in den Armen zu halten.

Er stöhnte auf in schmerzlicher Ungeduld. Würde es ihm je gelingen, ihre Liebe zu gewinnen? Sein Vater würde kaum etwas gegen eine Verbindung der beiden Häuser Wiesenheim-Kaupach einzuwenden haben, aber mit allen Mitteln würde die alte Fürstin eine zweite Heirat der Schwiegertochter zu verhindern suchen.

Das Auto fuhr auf die Rampe von Schloß Kaupach, ein Diener eilte herbei und ging dann, ihn bei der jungen Fürstin anzumelden, während ein zweiter ihm beim Ablegen des Mantels half.

Auf dem Korridor begegnete ihm die alte Fürstin. Augenscheinlich hatte sie ihn vorsahren sehen, denn sie zeigte keinerlei Erstaunen, begrüßte ihn kühnlich und begleitete ihn dann wie selbstverständlich in den Salon der Schwiegertochter. Dort stand Christine, und der Freudenstimmer auf ihrem Gesicht ersloß, als sie ihres Mannes Mutter mit dem Erzprinzen eintreten sah. Sie reichte ihm die schmale, leise zitternde Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

„Nun, mein lieber Erzprinz, was bringen Sie uns? Gossentlich nur Gutes“, wandte sich die alte Fürstin liebenswürdig an Karl-Friedrich, nachdem sie Platz genommen hatten. „Haben Sie Nachrichten von der unglücklichen Anne-Marie? Ich muß sagen, ich zittere fast, wenn ich die Zeitungen vornehme, täglich fürchte ich, mein Auge könnte auf eine sie betreffende Notiz fallen. Du bekannt doch erst gestern wieder einen Brief mit dem Poststempel Dresden und Anne-Maries Handschrift, Christine, du hast mir noch gar nicht erzählt, was er enthält“, wandte sie sich an ihre Schwiegertochter, und es lag ein leiser, spöttischer Triumph in ihrer Stimme.

Christine Kaupach war jäh erblass, um dann gleich darauf dunkel zu erröten.

„Sie schreibt nur, daß es ihr gut geht, und sendet mir Grüße, weiter nichts“, sagte sie leise, gequält.

„Gerade, um zu erfahren, ob Sie, Durchlaucht, irgendein Lebenszeichen erhalten hätten, kam ich her“, sagte Karl-Friedrich schnell, „ich selbst habe nichts von irgendwelcher Bedeutung gehört.“

„Näheres schreibt Anne-Marie nicht, nur daß es ihr gut geht, und das freut mich.“

Die Fürstin-Mutter schüttelte mißbilligend den Kopf. „Wie kann es einer Prinzessin gut gehen, die allem Herkommen ins Gesicht geschlagen und sich zum Plebs erniedrigt hat, und wie kann dich das auch noch freuen! Ich muß sagen, ich verstehe dich nicht, Christine.“

„Ich habe Anne-Marie lieb, sie ist meine Freundin“, sagte die junge Fürstin schnell, und es klang etwas wie Trost aus ihrer Stimme.

„Jetzt auch noch? Das wäre doch etwas — hm — sehr merkwürdig“, die Stimme Fürstin Meto war schneidend und zwei rote Flecken zeigten sich auf ihren Wangen, das Zeichen, daß Sturm im Anzug war.

In diesem Augenblick ließ durchdringendes Kindergeschrei auf dem Korridor die beiden Damen zusammenzucken und lauschen.

„Dorng!“ schreie die junge Fürstin, „diese Miß Bethley versteht nun einmal nicht mit ihm umzugehen.“ Ein vernichtender Blick ihrer Schwiegermutter traf sie. „Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Einnischung deiner vielgerühmten Rathi meist die Ursache der Unzulänglichkeiten ist. Ich werde nachsehen gehen“, setzte sie schnell hinzu, da das Geschrei in ein ganz bedrohlich klingendes Gebrüll ausartete, und verließ das Zimmer — sie hatte vergessen, daß es ihre Absicht gewesen, den Erbprinzen nicht einen Augenblick mit Christine allein zu lassen.

Die Zurückbleibenden warfen sich einen Blick zu. „Ich komme mit einem wichtigen Auftrag, gnädigste Fürstin“, sagte Karl-Friedrich schnell. „Mein Vater hat einen Detektiv mit der Auffindung Anne-Maries beauftragt, er läßt Sie bitten, ihm die neueren Photographien auszuliefern, die Sie von ihr besitzen. Ich selbst habe das Bild, das ich von Anne-Marie hatte, vernichtet.“

„Ich habe einen ganzen Kasten voll mit allerlei Gruppenaufnahmen, auf denen Anne-Marie auch ist, ich werde sie auch vernichten, möglichst schnell — bevor womöglich meine Schwiegermutter von dem Wunsche Ihres Vaters hört und das eine oder andere daraus entnimmt. Aber die schöne Cabinetphotographie, das letzte Bild, das Anne-Marie mir schenkte, das möchte ich nicht hergeben.“

Der Erbprinz hatte die über die Lehne des Sessels herabhängende Hand der Fürstin in seine beiden Hände genommen und an seine Lippen gezogen, als sich vor der Tür der Schritt der Fürstin-Mutter hören ließ, da ließ er sie fallen und sie erröteten beide wie ertappte Sünder.

Fürstin Meta ließ beim Eintreten einen schnellen, argwöhnischen Blick zwischen dem jungen Paar hin- und hergehen.

Dann forderte sie den Erbprinzen auf, zur Tafel zu bleiben, aber er lehnte ab mit der Begründung, er hätte sich nur nach dem Befinden der Damen und etwaigen Nachrichten erkundigen wollen und müsse am Nachmittag wieder in seiner Garnison sein.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Menschen, die unter Menschen stets Mißtrauen sä'n, was wollen sie von der Menschheit ernten als Undant? Karl Feder.

Ein Sonntagnachmittag in Lille.

Ein Mitarbeiter schreibt uns aus dem Felde: Ein herrlicher Frühlingssonntag verlockt mich zu einem Spaziergang durch Lille. Wie ich durch die Rue nationale gehe, höre ich von weitem Konzertmusik. Die Hauptstraßen, die auf den Platz einmünden, wie auch der Platz selbst sind besetzt von zahlreichen Zuhörern, die meistens allerdings in Feldgrau gekleidet sind. Offiziere und Mannschaften wandeln auf und ab. Man sieht Sonntagsuniformen, aber auch den dicken Lehm des Schützengrabens. Das französische Publikum hält sich etwas zurück. Es fühlt sich nicht recht behaglich in dem Massengrau. Aber die Damen, namentlich diejenigen mit der dicken Schicht Schminke, können es sich doch nicht versagen, dem Konzert zuzuhören. Dazwischen laufen halbwildige Jungen und Möbel herum und bieten Streichhölzer, Zigaretten, Spiellkarten und andere Herrlichkeiten feil. Wie ich langsam zurückwandle, denn es ist Zeit zum Mittagessen geworden, verklingen die letzten Takte einer Paraphrase über das schwermütige Lied „Spin, Spin, mein Töchterlein“... Auf der großen Freitreppe des von uns Deutschen vor einiger Zeit vollendeten neuen Theaters stehen zahlreiche Offiziere und Mannschaften. Sie rauchen die letzte Zigarre vor Beginn der Vorstellung. Hier und da begrüßen sich Bekannte, die sich sonst selten sehen, weil sie in verschiedenen Schützengräben liegen. Die Engländer, die in den letzten Tagen besonders eifrig im Bunkern sind, ballern mit einer Energie, als ob sie wieder eine frische Munitionsendung aus Amerika bekommen haben. Einige Schiffe gehen auch wieder in das schöne Lille hinein, ohne besonderen Schaden anzurichten. Aber das

Plätzen der Schrapnells, der unheimlich knatternde Ton, regt keinen sonderlich mehr auf. Man ist derlei längst gewohnt. Jetzt scheint auch unsere Front zu antworten. Schuß um Schuß, von hüben und drüben. Plötzlich laute Klingeltöne. Die Vorstellung beginnt gleich. Gegeben wird Jarnos lustige Operette „Das Musikantenmädchen“ von einer Frankfurter Operettengesellschaft. . . . Ich gehe zum Nordbahnhof, um mir die neuesten deutschen Zeitungen zu kaufen, denn dort liegen alle größeren Zeitungen unserer Heimat aus. Vor dem Bahnhof stehen große Menschengruppen, Feldgrau und Franzosen, alle friedlich durcheinander, und starren in die Luft. Ah, es sind Flieger in Sicht, ein Schauspiel, das für den Franzosen einen besonderen Reiz zu haben scheint. Drei, vier, fünf, sechs . . . acht Flieger sind als kleine Pünktchen zu erkennen. Wie sie näher kommen, ballern unsere Abwehrkanonen los! Immer vier, fünf, sechs Schüsse kurz hintereinander. Wenige Augenblicke später sieht man am Himmel die kleinen, weißen Schrapnellwölkchen, zwischen denen die feindlichen Flieger — anscheinend unbekümmert — hindurchfliegen. An allen Ecken und Ranten wird geschossen. Aber die Flieger haben sich zu hoch lineargeschraubt; sie verschwinden schließlich am Firmament — wenn nicht dort unser führender Jägermann lauert, den sie fürchten wie den Goltseibehens. Aber die Franzosen stehen immer noch und gestikulieren nach dem Himmel hinauf. . . .

Der ausgebehnte Dummel durch Villes Straßen macht müde, denn das Pflaster der Stadt ist nicht besonders schön. Wir sind das aus unseren Großstädten daheim denn doch etwas anders gewohnt. Ich beidlicke, zum „Feldgrauen“ zu gehen, einer großen, in einem Saal eingerichteten deutschen Wirtschaft, dem Sammelplatz aller durstigen Soldaten. Der Betrieb untersteht unserer Militärverwaltung. Hallo! Was für ein Betrieb ist das! Der große Saal ist gedrängt voller Soldaten; Kopf an Kopf sitzen sie da, die Waderen, die sich von den Strapazen des unerbittlichen Dienstes ausruhen und sich an einem schönen Glase deutschen Bieres erquicken. Mit vieler Mühe quetsche ich mich hindurch. Nirgends ist ein freier Platz zu erblicken, aber auch nirgends! Ein Glas Bier will ich doch wenigstens trinken, deshalb versuche ich, mich in die Nähe des Tresens zu wägen. Aber vor dem Tresen steht eine dicke, undurchdringliche Mauer aus lauter Feldgrauen. Diese Mauer ist nicht zu durchbrechen. Der dicke Kellner, auch ein Kamerad, der mich sonst immer bedient, schüttelt aus irgend einer Ecke her verzweifelt sein Haupt. Zu den Händen trägt er acht gefüllte Maßkrüge. Wenn ich nur einen davon hätte! Aber wir können nicht zueinander kommen! Und so gehe ich traurig wieder von dannen. Es ist zum Lachen: die bayerische Monumentkapelle da oben auf dem Podium spielt, wie zum Hohne, dazu: „Weh, daß wir scheiden müssen!“ . . . Also nach Hause, in die „Falle“. Morgen früh geht's wieder hinaus. (Zens. An.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie unsere Gefangenen in Frankreich Weihnachten und Silvester feierten. (Zens. Wz.) Le Havre, an Bord des „Wryne“. Liebe Eltern! Weihnachtsabend! „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Durch die Räume unseres Schiffes ertönen die alten, schönen Weihnachtslieder und wecken Erinnerungen an frühere schöne Zeiten . . . an vergangene Tage! Heute sitzen auf Frankreichs Boden drei Landsleute zusammen und feiern in einer gemütlichen Ecke ihr Weihnachtsfest, so fern von allen Lieben, so fern von der Heimat, im fremden Lande. Schon die zweite Weihnacht läßt sie das Gefühl in Gefangenschaft verleben! Doch sie fügen sich und leben in der Hoffnung, daß sie doch noch einmal die Heimat wiedersehen werden! Ihr werdet wohl ahnen, wer diese drei sind: „Willy, Karl, Willy!“ Kleine schöne Tannenbäumchen zieren den kleinen Raum und leise ertönen von ihren Lippen bekannte Weihnachtslieder. Ein guter Kaffee ist gebraut, ein Weihnachtsstuten fehlt auch nicht, Nüsse und Gebäck haben wir auch genug. Alles Gaben von zu Hause. So sind die Drei zufrieden und es fehlt ihnen weiter nichts als ihre Heimat und die lieben Angehörigen. Sie sitzen zusammen in trautem Gespräch und lauschen den Mängen der Mundharmonikas und den Vorträgen der Kameraden. So geht der Abend hin und mit ihm die zweite Weihnacht, die drei Jungen fern ihrer Heimat verleben. Und als wir uns

zum Schläfe niederlegen, hören wir noch, leise vorhallend, von einer anderen Stube schöne Weihnachtslieder, und als wären es ferne Weihnachtsplöden, wiegen uns die wunderbaren Klänge: „Harre meine Seele, harre des Herrn“ in sanften Schlämmern em. Und wieder ist eine Woche vergangen. Silvester und das Neujahrsfest stehen bevor. Ihr seid wieder alle versammelt — ich sehe Euch genau vor mir — unsere liebe Mutter braut einen schönen Grog, und Ihr stoßt an auf das Wohl Eures Sohnes und wünscht, er möge bald heimkommen. Ich aber rufe Euch allen, meine Lieben, mit den heißesten Glück- und Segenswünschen für das neue Jahr ein herzliches „Prost! Neujahr!“ zu. Möge Gott Euch auch in diesem Jahre beschirmen und beschützen, und möge er uns ein frohes Wiedersehen bescheren! Mit vielen Grüßen und Küßen Euer Sohn Willy.

Die Korpschlächtereien im Felde. In richtiger Würdigung des außerordentlich hohen Wertes von frischer Fleischkost für die Truppen war unsere Armeeleitung von Kriegsbeginn an bemüht, möglichst viel frisches Fleisch an die Front zu bringen und die Konserveernährung nur dort zu verwenden, wo aus unüberwindlichen Gründen das Heranbringen frisch geschlachteten Fleisches nicht möglich ist. Um nun das gesamte Heer nach Tüchtigkeit täglich mit frischem Fleisch zu versehen, wurden, wie Raumann-Berner im neuesten Heft der „Landschau“ ausführt, zunächst Feldschlächtereien eingeführt. Doch bald mußte man erkennen, daß Feldschlächtereien nicht das ganze Material — wie Eingeweide, Häute und Hornstücke — so gewinnbringend zur Verwertung zu bringen vermochten, wie dies bei den üblichen Schlachtbetrieben der Fall ist. Aus den angegebenen Gründen wurden von der Heeresverwaltung die Korpschlächtereien eingeführt. Lehrsreiche Einzelheiten über den Betrieb einer solchen Einrichtung gibt Oberregierungsrat Dr. Attinger in der „Süddeutschen Landwirtschaftlichen Tierzucht“ bekannt: Die Korpschlächtereie des ersten bayerischen Armeekorps, um die es sich hier handelt, eröffnete am 14. Februar 1915 ihren Betrieb in einem bestehenden kleinen Schlachthof. In der Zeit vom 14. Februar bis zum 31. Juli wurden 3950 Rinder, 3505 Schweine und 15 Schafe geschlachtet. Mit der in jeder Beziehung muster-gültigen Anlage ist auch eine Kälteanlage verbunden, deren Eismaschinen täglich 480 Kilogramm Eis liefern. Der Kühlraum, der eine Temperatur von $+4^{\circ}\text{C}$. aufweist, ermöglicht, daß das Fleisch gut abgelagert zur Verteilung gelangt, wodurch die Schmachthaltigkeit bedeutend erhöht sowie die Zubereitung wesentlich vereinfacht wird. Die Tiere — meist deutsches Vieh — werden mittels Kopfschlag oder Schlagmaske getötet, die Rinderhäute nach Vorschrift präpariert und an die Kriegesleberantennengesellschaft weitergeleitet, die Unterfußknochen, Klauen und Hörner werden zum Zweck der Düngersfabrikation gesammelt und jeweils waggonweise in die Heimat verschickt, die gereinigten Därme werden eingefalzen, das Fett ausgelassen und beides in Fässern nach Hause verpackt. Alles übrige findet im Feld Verwendung. So kommen die Harnblasen als Eisbeutel in die Lazarette. Die Kuhhäute gelangen erst in geräuchertem Zustand zur Verteilung. Die Rindermägen kommen zum Teil in eine Schweinefleischanstalt, zum Teil werden sie ebenso wie Herz, Leber, Nieren, Milzen usw. als Futtermittel zur Fleischportion genommen, ohne in dieselbe eingerechnet zu werden. Weiter ist an die Schlächtereie eine große Wursterei angegliedert, die zur großen Freude der Soldaten alle Arten Würste herstellt, die als Abwechslung in der Kost sehr gern gesehen werden. So werden in der Korpschlächtereie des ersten bayerischen Armeekorps elf verschiedene Wurstsorten hergestellt und im Winter auch Blut- und Leberwürste. Über die so sehr wichtige Abwechslung in der Verpflegung unserer Truppen legt folgender Speisezettel vom 1. bis 10. August 1915 Zeugnis ab: 1. Rindfleisch, 2. Würstchen, 3. Schweinefleisch, 4. Rindfleisch, 5. Fleischkonserve, 6. Rauchfleisch, 7. Rindfleisch, 8. Würstchen, 9. Rauchfleisch, 10. Rindfleisch. (Zens. Wln.)

Der Krieg als Laufpate. Es stand zu erwarten, daß der gegenwärtige große Krieg sich bei uns auch in den Rufnamen der während des Krieges geborenen Knaben und Mädchen widerspiegeln würde. So wird jetzt aus verschiedenen Gegenden des Reiches berichtet, daß Knaben oder Mädchen, die während dieses Feldzuges das Licht der Welt erblickt haben, und namentlich solche, deren Väter im Felde stehen, Vornamen wie Hindenburg oder Hindenburga, Zeppelin oder Zeppeline, Tannenberg, Warschau, Belgrad, Wilna, Longwy usw. erhalten haben. Einem am ersten Mobilmachungstage, dem 1. August 1914, geborenen Mädchen, dessen Vater an diesem Tage ins Feld zog, wurde der merkwürdige Name Mobilia gegeben. Der

Name ist freilich sprachlich nicht ganz richtig gebildet und erinnert auch allzu sehr an die alten Worte Mobilia und Immobilia, wofür man später die Formen Mobilität und Immobilität setzte. Es ist aber zu hoffen, daß die kleine Mobilia sich immer als recht mobil erweist und sich die Anfangsworte der bekannten Arie aus Verdis „Rigoletto“ „Donna è mobile“ später nicht allzu sehr zum Vorbild nimmt. Sie lauten bekanntlich in der freien deutschen Übersetzung: „Ach wie so trügerisch sind Weiberherzen“. Am häufigsten trifft man auf die Vornamen Hindenburg und Hindenburga oder Hindenburgia. Dieselbe Gepflogenheit konnte man auch im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 beobachten. Es leben wohl noch einige Damen, die den Vornamen Sebania führen, weil sie am Tage der Entscheidungsschlacht von Sedan oder in dessen unmittelbarer Nähe geboren worden sind. Auch Paris war damals ein beliebter weiblicher Vorname. Solche Namen haben freilich das Mißliche, daß man aus ihnen genau das Alter ihrer Trägerinnen erkennen kann. Am Tage der Schlacht von Sedan gebar die Marketerenderin des 5. Jägerbataillons, deren Mann als Soldat im Felde stand, auf dem Schlachtfelde einen Knaben, bei dem dann das Offizierkorps des Bataillons Pate stand und der in der Taufe den Vornamen Sedan erhielt. Das Offizierkorps sorgte auch später für die Erziehung des Knaben, der bei dem Bataillon diente und nach Beendigung seiner Dienstzeit Beamter, bei einer schlesischen Gemeindeverwaltung wurde. Auch die Namen Straßburg und Weissenburg kamen damals als Vornamen auf. Aus dem Jahre 1813 wird uns berichtet, daß ein Zwillingsspaar, das einem Pastor bei Grimma während der Völkerschlacht bei Leipzig geboren wurde, die Vornamen Kanonine und Bombardine erhielt. Eine in demselben Jahre geborene Berliner hieß Blücherine Viktorine Achtzehnhundertdreizehn Schmidt. . . . Ebenfalls im Zusammenhang mit einem kriegerischen Ereignis erhielt einst die Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des sogenannten „Winterkönigs von Böhmen“, den Vornamen Luise Hollandine. Der Vater dieser Prinzessin war nach der für ihn verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge bei Prag im Jahre 1620 nach Holland geflohen und hatte dort bei dem ihm verwandten und befreundeten Fürstenhaus der Oranier Zuflucht gefunden. Als ihm dort im Jahre 1622 eine Tochter geboren wurde, übernahmen bei der Taufe die holländischen Generalsstaaten die Patenschaft; die Prinzessin trug den Namen Hollandine als Rufnamen. Auch in England und Frankreich wurde früher sehr häufig der Brauch geübt, den Kindern Namen zu verleihen, die an hervorragende Persönlichkeiten oder Ereignisse anknüpfen; so waren bei den Engländern noch zur Zeit des Burenkrieges selbst Namen wie Ladysmith und Mafeking als Vornamen nicht selten. In diesem Kriege scheint man in England derartigen Namen keinen Geschmack abzugewinnen zu wollen. Schade drum; so wäre doch beispielsweise der Name Dardanell ein recht hübscher, auch gut englisch klingender weiblicher Vorname. Die Franzosen aber läßt der Ruhm der angeblich von ihnen gewonnenen Schlacht an der Marne und der Ruhm des Generalissimus ihrer Armee, Joffre, nicht schlafen. Es sind daher bei ihnen während des Krieges verschiedene recht merkwürdige weibliche Vornamen, wie Marne, Marnon, Marnette (warum nicht Marionette?) und gar Joffrette angekommen. Besonders häufig begegnen uns jetzt bei uns Vornamen, die auf den Frieden Bezug haben, wie die Namen Friedemann, Ehrenfried, Ehrenfriede, Irene (zu deutsch Frieden) und Bringfriede. Von diesen Namen erfreut sich besonders der zuletzt genannte einer großen Beliebtheit. Er stellt gleich den Namen Leberecht, Fürchtegott, Vergißmeinnicht u. a. einen sogenannten Sagnamen dar, ist aber nicht, wie vielfach angenommen wird, erst im Laufe dieses Krieges entstanden. Der Dichter Otto Franz Genfichen hat bereits im Jahre 1903 eine Novelle veröffentlicht, die diesen Namen als Titel führte. Genfichen ist, wie er selbst mitteilt, zu dieser Novelle durch eine Grabsteinschrift angeregt worden, die er auf einem Berliner Friedhof vorfand und die „Anna Bringfriede, geb. Frein v. Wangenheim“ lautete.

Auf englischen Schiffen im 18. Jahrhundert. Der alte Nettelbeck, der zähe Verteidiger Kollbergs, der in seiner Jugend ein kühner Seefahrer war, erzählt in seiner Lebensbeschreibung auch, wie es ihm bei den Engländern erging. Nach mancherlei Fahrten, die er hauptsächlich als Steuer-mann in holländischen Diensten gemacht hatte, gelüstete es ihn, es auch einmal bei den Engländern zu versuchen, die schon damals mit einem Dünkel und einer Annahme gegen die anderen seefahrenden Nationen auftraten, daß der ehrliche Prauße denken mochte, da müßte etwas ganz Besonderes dahinter stecken. Wie bitter wurde er enttäuscht! Schon im halben März 1774 segelte er mit einer Transporthilfe von etwa 1500 Mann als Schiffskapitän von Portsmouth nach der Küste von Guinea ab. Aber seine Lust, sich im englischen Dienst anzuprobieren, hatte er mit dieser einen Reise für immer gelüßt. Sein aufrechter deutscher Sinn ist empört, wie „auch und ungefüßig es auf den Schiffen dieser Nation hergeht. Da ist keine Ehre und kein Respekt;“ man hört den ganzen Tag nur fluchen und brutale Reden ohne Aufhören.

Von der strengen Disziplin, die er hier zu finden glaubt, ist nichts zu spüren. Im Gegenteil. Vom geringsten Matrosen an lehnt jeder sich gegen die Befehle des Vorgesetzten auf. Ein Gehorsam, wie Mittelmeer ihn von holländischen und preussischen Schiffen kennt, ist nirgends zu finden. Nicht einmal die nötige Ordnung ist vorhanden. „Nicht selten hängt ein gekochtes Stück Fleisch von 10 bis 20 Pfund am Mast, wovon sich ein jeder abschneidet, wann und wie viel er will. Zu beiden Seiten daneben steht das Brot-Faß und das Gefäß mit Brod, um die offene Tafel voll zu machen.“ Solche Zustände konnten dem an Ordnung und Pünktlichkeit Gewöhnten nicht gefallen, und sobald er mit seinem Schiff zurückgekehrt ist, nimmt er seinen Abschied, um sich sofort wieder nach Amsterdam zu begeben.

Die Laus in der Antike. Der Krieg hat in uns durch die Verührung mit wegen ihrer mangelnden Sauberkeit ungezügelteren Völkern ein ebenso unerwünschtes wie notwendigeres Interesse für die Räusefrage erweckt, die man in den kultivierten Ländern kaum mehr gekannt hatte. Besonders auf dem östlichen Kriegsschauplatz mußten unsere Soldaten die unerfreuliche Bekanntschaft mit diesen wenig angenehmen Tieren machen, und die Übertragungsgefahr von Krankheiten, wie Flecktyphus, durch die Räuse macht es notwendig, die Räusefrage populär-wissenschaftlich zu behandeln und selbst in den Schulen zum Gegenstand der Aufklärung zu machen. Darum liegt es nahe, die Laus auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten, und neben den hierüber bereits erschienenen Abhandlungen interessiert uns auch die Geschichte der Laus im Altertum, über die sich im neuesten Heft der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ mancherlei lehrwürdige Ausführungen finden. Räuse gehörten zu den Plagegebern, die der Herr über Ägypten verhängte. „Aron schlug mit seinem Stab in den Sand, und es wurden aus diesem Räuse an dem Menschen und dem Vieh. Aller Staub des Landes wandelte sich in sie.“ Daß man in Ägypten im zweiten vorchristlichen Jahrtausend sich schon einmal ab und andere Mittel brauchte, um sich und sein Heim vor dem Ungeziefer, d. h. Geter, das nicht zum Opfern würdig war, zu schützen, das bezeugen Papyrushandschriften, wie sie aus jenen Zeiten auf uns gekommen sind. Herodot erzählt sich in seinen Büchern des Ägypten über die Räusefrage. Auch Diodorsios stand dieser Frage nicht ganz fremd gegenüber. Aus einer seiner Reden geht hervor, daß Aspasia und andere Prokterinnen der „freien Liebe“, Frauen, die ob ihrer Schönheit in wunderbaren Wildnissen vorzeitig wurden, den Weinamen Phylaiophle, Lausen, bekommen haben. Ungewiß soll sie sich vor ihrer Tür solcher Jagd betätigt haben. Weiter wird von dem Jüngling Alkibiades berichtet, der der Phylaiasis — der Räusejäger — zum Opfer gefallen sei. Interessant ist, daß Plinius die Tieren niemals bei Namen nennt. Er erzählt, daß in den Gärten lebender Menschen scheltende Insekten wohnen. In Kleidern aus Wolle von durch Wölfe getöteten Schafen erzeugten sie andere. Die, welche mit ihren Hinterbeinen Luftsprünge machten, entkamen aus Schmutz durch die Strahlen der Sonne.“

Ein Amerikaner über das deutsche Theater im Kriege. Die New Yorker Zeitschrift „The Literary Digest“ bringt in ihrer neuesten Nummer einen Artikel über die deutschen Theaterverhältnisse im Kriege aus der Feder eines Amerikaners, der sich während des letzten Jahres in Deutschland aufhielt. Diese Ausführungen sind um so interessanter, als darin die unbedingte Objektivität der Deutschen in Kunstingen festgestellt und der durch den Krieg anbeeinträchtigten künstlerischen Kultur Deutschlands hohes Lob gespendet wird. „Die Abwesenheit französischer Stücke von dem Spielplan der deutschen Bühnen“, schreibt der Amerikaner, „ist weniger auf politische Voreingenommenheit als auf eine Umwandlung des Geschmackes zurückzuführen.“ Das deutsche Volk und die deutsche Regierung haben seit Kriegsausbruch alles, was in ihrer Macht lag, um ihre Objektivität auf dem Gebiete der Kunst an den Tag zu legen. Daß die deutschen Klassiker das Theater beherrschten, ist für jeden einsichtigen Neutralen selbstverständlich. Das klassische Drama Deutschlands beschäftigt sich eingehend mit der Geschichte des Landes, mit deutscher Freiheit und deutschem Werk. Darum ist es doppelt begreiflich, daß man in diesen Tagen den Werken Schillers, Goethes, Hebbels und Kleists andächtige Aufmerksamkeit schenkt. Außerdem muß festgestellt werden, daß die großen Dichter der Germanen, Shakespeare und Molière, vielfach aufgeführt werden und daß auch diese Vorstellungen sehr gut besucht sind. Wie stark das Theaterleben in Deutschland ist, erkennt man am deutlichsten, wenn man im Gegensatz hierzu die Pariser Bühnen betrachtet. In Paris betragen die Einnahmen der Theater ungefähr nur den zwanzigsten Teil der Einnahmen im Frieden. Und statt die französischen Klassiker bei Gelegenheit der patriotischen Stimmung wieder aufleben zu lassen, werden sie vom Spielplan ferngehalten. Ob die Franzosen der Ansicht sind, daß die alten Stücke von Racine und Molière militärische Geheimnisse verraten könnten, oder ob der moderne Franzose vor seinen berühmten Klassikern keine Achtung mehr hat, muß eine offene Frage bleiben.“

Die Zeppelinnacht in Saloniki. Die folgende Schilderung der Nacht, in der Saloniki von einem deutschen Luftschiff bombardiert wurde, findet sich im „Secolo“: „Am 3. Uhr nachts wurde die Stadt ganz plötzlich und unerwartet durch mehrere furchtbare Explosionen aus dem Schlafe geweckt. Helle Lichtreihen erschienen und verschwanden am Himmel, gefolgt von gewaltigem Lärm. Der Zeppelin befand sich mitten in seiner zerstörenden Tätigkeit. Gleich darauf waren der Hügel und der untere Teil der Stadt vom Widerschein eines ungeheuren Brandes beleuchtet. Das Depot der Bank war von Brandbomben getroffen worden und stand in Flammen. Auch verschiedene Lager von Tabak, Kaffee, Zucker und Naphtha brannten hellbald. Die Straßen waren von entseelten Menschen erfüllt, die in notdürftig nächtlicher Bekleidung laut schreiend nach dem Hafen flohen. Auch der Zollplatz und mehrere Gleisstrassen am Hafen wurden von Bomben heimgesucht. Es war eine schreckliche, aufgeregte Nacht.“

Die Stoffneheiten für Nachmittagskleider sind trotz der Beschränkung für Wollverarbeitung in einer Reichhaltigkeit vertreten, daß die Qual der Wahl keine leichte ist. Die neuen modernen Gewebe sind in einer eigenartigen Bindung von Wolle, Baumwolle und verschiedenen Garnen hergestellt, die einen außerordentlich leichten und schmiegsamen Fall der daraus hergestellten Gewänder verbürgen. Namentlich Nachmittagskleider für kleine gefellige Gelegenheiten, bei denen man nicht gern Seide trägt, werden vielfach daraus gefertigt und ergeben in Verbindung mit dieser für armelose Westen oder Blendenbesatz des gereihten Rocks das effektvolle Material. Grenadine, Krepp, Kreppon, Etamine, Wollbatist sind in wunderbarer Farbgebung zu haben. Dunkelblau, papier- und pflaumenblau, dunkelgrün, weinrot, mauvbursgrün und ein leuchtendes Braun sind diesen Winter die beliebtesten Modetönen. Elegante Nachmittagskleider werden gern aus gemustertem Schleierstoff, Seidendamast, mattglänzendem Tuch, Musselin oder Musselinallas, Rabeette und Wunderseide (Merveilure) und Brokat hergestellt. Dabei bevorzugt man als Muster glückliche, farbige Blümchen auf dunklem Grund, ebensolche Sträußchen und Ranken, farbige Karos, leuchtende Punkte, Samt- und Seidentupfen und Phantasiemuster, die in letzter Zeit sich immer mehr der durchgehenden tapetenartigen Streifenmuster nähern. Einfache Nachmittagskleider sind meist mit reichlichem Knopfbesatz und hellem Westeneinsatz von Glasbatist oder Tüllspitze, aus Nippenkörper, Rips, Waschlöcher, Wollatlas und Kaschmir hergestellt. Weicher, indischer Kaschmir gibt ihnen einen ganz besonders schmiegsamen Fall. Der neue Unterrock ist heute Gegenstand größten Interesses für jene Frauen, die dem weiter gewordenen Rock eine gute Stütze in ihm verleihen wollen; es genügt dazu nicht, daß er einfach weiter gefertigt wird, um durch seinen feilartigen Schnitt nach unten die erforderliche Weite zu erhalten. Heute bedarf es dazu ebenfalls mehrerer, am besten eingereicherter schmaler Falben in Abständen von etwa 10 Zentimeter, dem glatten Rockteil bis zum Knie aufgesetzt, wie auch einer Steifung des unteren Rocksaumes durch die überall fäulische elastische Einlage. Im Besitz eines derartigen Unterrocks kann die praktische Hausfrau auch einem mäßig weiten Kleid, vielleicht durch Seiden-, Spitzen- oder Samtteile geschmackvoll erweitert, ein völlig moderechtes Gepräge verleihen. Den Unterrock selbst aber kann sie, da die Mode dazu zweierlei stark in den Farben absteckende Stoffe geradezu verlangt, mit leichter Mühe herstellen.

S. v. St.